

(Nachdruck verboten.)

68]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Prouta.

Diese Bemerkung stimmte Carmen ruhiger und bewirkte, daß sie sich den Anordnungen ihres Schwagers fügte. Sie ließ sich nach einem anderen Hotel bringen und verbrachte dort den ganzen Vormittag auf einem Sofa ihres Zimmers liegend und unter Tränen, als hielte sie ihr Unglück für besiegelt. Der Sattler, der sich freute, sich in Madrid und gut logiert zu befinden, geriet in Unwillen über diese Verzweiflung, die ihm lächerlich vorkam.

„Zum Kukuck auch mit Euch Weibern! Man könnte glauben, Du seiest bereits eine Witwe, und dabei ist Dein Mann jetzt bei voller Kraft und bereitet sich, gesund und munter, zum Kampfe vor. Welche Narrheit! . . .“

Carmen rührte das Mittagessen kaum an und verhielt sich taub gegenüber den Lobsprüchen, die ihr Schwager der Hoteltische spendete. Am Nachmittag schwand ihre ruhige Ergebenheit wieder.

Das Hotel war in der Nähe der Puerta del Sol gelegen, und der Lärm der bewegten Menge, die sich nach dem Stierplatz begab, drang zu ihren Ohren. Nein, sie konnte nicht bleiben in dieser fremden Wohnung, während ihr Mann sein Leben riskierte. Sie mußte ihn sehen. Es fehlte ihr der Mut, den Anblick des Schauspiels zu ertragen, aber sie wollte sich in seiner Nähe fühlen und im Zirkus sein. Wo ist der Zirkus? . . . sie hatte ihn nie gesehen. Wenn sie nicht Eintritt erlangen könnte, würde sie in seiner Umgebung herumstrolchen. Die Hauptsache war, in der Nähe Gallardos zu sein, da sie glaubte, dadurch Einfluß auf sein Schicksal zu haben.

Der Sattler sträubte sich dagegen! Himmel nochmal . . . Er hatte die Absicht, dem Stiergefecht beizuwohnen, er war aus dem Hotel gegangen, um eine Eintrittskarte zu kaufen, und nun verdarb ihm Carmen das Vergnügen mit ihrem hartnäckigen Voratz, nach dem Zirkus zu gehen.

„Was in aller Welt willst Du denn dort anfangen? Was soll Deine Gegenwart dort nützen? . . . Bedenke, wenn Juanillo Dich dort sieht.“

Sie stritten lange hin und her, aber allen seinen Gründen gegenüber hatte die Frau nur die eine zähe Antwort:

„Du brauchst mich nicht zu begleiten . . . ich werde schon allein gehen.“

Der Schwager gab schließlich nach, und in einer Droschke fuhren sie nach dem Zirkus, in den sie durch die Tür, die zu den Pferdeställen führt, eintraten. Dem Sattler waren der Zirkus und seine Gebäude gut in der Erinnerung, da er Gallardo einmal auf der Reise nach Madrid zu den Frühlingkämpfen begleitet hatte.

Er und der Zirkusangestellte waren unentschlossen und übel gelaunt durch die Gegenwart dieser Frau mit geröteten Augen und eingefallenen Wangen, die noch im Hofe stand, ohne zu wissen, was sie anfangen sollte . . . Die beiden Männer fühlten sich vom Lärm der Menge und von den Tönen der Musik im Zirkus angezogen. Sollten sie den ganzen Nachmittag da stehen bleiben, ohne das Stiergefecht zu sehen? Der Angestellte kam auf einen guten Einfall.

„Wenn die Sennora in die Kapelle einzutreten wünschte? . . .“

Der Aufmarsch der Cuadrilla war zu Ende. Durch die Tür, welche zur Arena führte, kehrten einige Pferde trabend zurück. Es waren die Picadoren, die vor der Hand noch unbeschäftigt waren und aus dem Ring austraten, um später, sobald die Reihe an sie kommen würde, ihre Gefährten zu ersetzen.

An einige in die Mauer geschlagene Ringe gebunden, standen sechs gefattete Pferde in einer Reihe, die ersten, die in die Arena an Stelle der untauglich gewordenen geführt werden sollten. Hinter ihnen vertrieben sich die Picadoren die Zeit damit, ihre Pferde Bewegungen ausführen zu lassen. Ein Stallknecht, der eine leicht scheuende Stute ritt, ließ sie durch den Hofraum galoppieren, um sie zu ermüden, und übergab sie dann den Picadoren.

Die von den Fliegen gepeinigten Pferde klugten aus und zogen an den Ringen, als witterten sie die nahe Gefahr.

Die übrigen trabten umher, von den Sporen ihrer Reiter angefeuert.

Carmen und ihr Schwager mußten sich unter die Runden bogen zurückziehen, und schließlich nahm die Frau des Stiersechters die Einladung an, in die Kapelle zu treten. Es war ein sicherer, ruhiger Ort, an dem sie etwas zugunsten ihres Gemahls verrichten konnte.

Als sie sich in dem heiligen Raum befand, der vom Dunst der Zuschauer, die dem Gebet der Stiersechter beigewohnt hatten, erfüllt war, fielen die Blicke Carmens auf den ärmlichen Altar. Vor dem Bilde der Jungfrau mit der Taube brannten vier Lichter, aber es schien ihr nur ein magerer Tribut.

Sie öffnete ihre Börse, um dem Angestellten ein Talerstück zu überreichen. Könnte er nicht mehr Kerzen bringen? . . . Der trakte sich den Kopf. Kerzen, Kerzen? . . . Unter den Gerätschaften des Zirkus glaubte er keine finden zu können. Plötzlich erinnerte er sich der Schwestern eines Matadors, die jedesmal, wenn dieser auftrat, Kerzen mitbrachten. Die letzten seien kaum aufgebraucht worden und mußten in einer Ecke der Kapelle liegen. Nach langem Suchen fand er sie. Es fehlten Kerzenständer, aber der Angestellte war nicht verlegen und brachte ein paar leere Flaschen, in deren Hälse er die Kerzen steckte, um sie an die Seite der übrigen Lichter zu stellen.

Carmen war niedergekniet, und die beiden Männer benutzten den Augenblick, um in den Zirkus zu eilen und dem Anfang des Gefechts beizuwohnen.

Die Frau betrachtete neugierig das verschwommene, von den Lichtern gerötete Heiligenbild. Sie kannte diese Jungfrau nicht, diese mußte aber wohl milde und gütig sein, wie die zu Sevilla, zu der sie sonst gebetet hatte. Uebrigens war sie die Jungfrau der Stierkämpfer, deren letzte Gebete sie vernahm, wenn die nahe Gefahr die rauhen Männer andächtig stimmte. Auf diesem Boden hier hatte ihr Mann oftmals gekniet. Und dieser Gedanke genügte, daß sie sich von dem Wilde angezogen fühlte und es mit gläubigem Vertrauen betrachtete, als ob sie es seit ihrer Kindheit kannte.

Ihre Lippen bewegten sich und wiederholten mechanisch schnell die Gebete, aber ihre Gedanken flohen von der Andacht, und der Lärm der Menge, der bis zu ihr drang, schien sie fortzureißen. Oh, dieses zeitweise dumpfe Getöse des Vulkans, dieses Rauschen ferner Bogen, hier und da von tragischem Schweigen unterbrochen! . . . Es war ihr, als wohnte sie dem unsichtbaren Stiergefecht bei. Durch die verschiedenen Schattierungen der Töne aus dem Zirkus konnte sie den Verlauf des Dramas in seinem Innern erraten. Bald war es der Ausbruch unwilligen Geschreis, mit Pfiffen untermischt, bald Tausende und Abertausende von Stimmen, die unverständliche Worte hervorbrachten. Plötzlich erscholl ein langgezogener gellender Schreckensruf, der bis zum Himmel aufzusteigen schien, ein keuchender Angstschrei, der Tausende von ausgestreckten, vor Aufregung bleichen Köpfen erblicken ließ, die dem schnellen Lauf des Stieres folgten, wie er einen Menschen zu erfassen im Begriff stand . . . bis endlich der Schrei augenblicklich verstummte und die Ruhe wieder eintrat. Die Gefahr war vorübergegangen.

Es kamen längere Pausen des Schweigens, der Ruhe, der Leere, die das Schwirren der Fliegen aus den Pferdeställen um so hörbarer machten, wie wenn der ungeheure Zirkus leer und die vierzehntausend Zuschauer in den Reihen seiner Bänke unbeweglich und atemlos geworden wären, und als sei Carmen als das einzige lebende Wesen in seinem Innern geblieben.

Plötzlich wurde dieses Schweigen von einem furchtbaren, anhaltenden Dröhnen unterbrochen, als wollten die Backsteine des Baues aus ihrer Lage und aufeinanderstürzen. Es war ein geschlossener Beifallssturm, der den Zirkus erzittern machte. In dem an die Kapelle anstößenden Hof wurden Beitschenhiebe auf die Rücken der elenden, sich sträubenden Pferde, sowie Hufanschlägen und Stimmengewirr laut. „Wer kommt jetzt an die Reihe?“ Neue Picadoren wurden nach der Arena gerufen.

Zu diesen Lauten kamen andere aus der Nähe. In den Nebenzimmern erklangen Schritte, Türen wurden polternd geöffnet; man vernahm Stimmen und das mühsame Atmen

einiger Männer, als liefen sie unter einer schweren Last gebückt.

„Es ist nichts . . . eine Quetschung. Du blutest nicht. Du wirst noch vor Schluß des Kampfes wieder auf den Beinen sein.“

Eine dumpfe, von Schmerz geschwächte Stimme, die wie aus dem tiefsten Innern kam, stöhnte herauf unter Seufzern, in einem Dialekt, der Carmen an ihre engere Heimat erinnerte:

„Heilige Jungfrau der Einsamkeit! . . . Ich glaube, etwas ist gebrochen. Seht genau zu, Doktor . . . Oh, meine Kinder!“

Carmen fuhr vor Schreck zusammen und hob zur Jungfrau ihre Augen empor, wahn sinnig vor Angst. Auf den eingefallenen bleichen Wangen schien die Erregung ihre Gesichtszüge tiefer einzugraben. Sie fühlte sich krank und fürchtete, auf den Steinboden ohnmächtig niederfallen zu müssen. Sie versuchte von neuem zu beten, sich in ihre Andacht zu flüchten und in ihr abzuschließen, um den äußeren Lärm, den die Wände mit einer zur Verzweiflung treibenden Stärke weiter fortspazierten, nicht mit anhören zu müssen; aber trotz dieses Vorhabens drangen dumpfe Töne, wie ein Blätschern im Wasser und Stimmen von Männern an ihr Ohr; es schienen Ärzte und Krankenwärter zu sein, die dem Picador Mut zusprachen.

Dieser stieß seine Klagen mit der Offenheit eines ungeschliffenen Viehtreibers aus, indem er zugleich mit männlichem Stolz den Schmerz verbeißen wollte, den ihm seine gebrochenen Knochen verursachten.

„Jungfrau der Einsamkeit! . . . Meine Kinder! . . . Was sollen die Aermsten essen, wenn ihr Vater nicht arbeiten kann! . . .“

Carmen erhob sich. Sie hielt es nicht mehr aus. Sie fühlte, sie müsse zu Boden stürzen, wenn sie länger in diesem dunkeln, von Schmerzensrufen erfüllten Raum verweilte. Sie brauchte frische Luft und den Anblick der Sonne, und glaubte an ihrem eigenen Körper dieselben Schmerzen zu verspüren, die jenen unbekanntem Mann stöhnen machten.

Sie ging auf den Hof hinaus. Blut auf allen Seiten! Blut am Boden und in der Nähe einige Kübel, in denen das Wasser sich mit der roten Flüssigkeit mischte.

Die Picadoren kamen aus der Arena. Das Zeichen zum Stecken der Vandenillas war gegeben worden, und die Reiter lehrten auf ihren mit Blut bespülten Pferden zurück, deren Haut aufgerissen war, so daß die ekelregenden Eingeweide aus ihren Leibern hervorquollen.

Die Reiter stiegen ab, und unterhielten sich lebhaft über die Zwischenfälle des Kampfes. Carmen sah, wie Potage mit der ganzen Schwere seines gewaltigen Körpers vom Pferde stieg, wobei er dem ungeschickt haltenden Burschen eine Reihe von Schimpfworten entgegenschleuderte. Die erhaltenen Rüsse und die Schmerzen einiger Stürze vom Pferde schienen ihn betäubt zu haben. Er fuhr mit einer Hand nach der Schulter, um sie unter schmerzhaftem Zusammenziehen zu reiben; trotzdem lächelte er, indem er sein gelbliches Pferdegebiß zeigte.

„Habt Ihr gesehen, wie famos heute Juan seine Sache macht?“ sagte er zu allen, die um ihn standen. „Heute ist er wirklich ausgezeichnet.“

Sein Blick fiel auf die einzige Frau, die im Hofe war; er erkannte sie, ohne Erstaunen zu äußern.

„Sie hier, Frau Carmen? Und so munter!“

Er sprach mit Ruhe, als ob ihn in dem Stumpfsinn, in dem der Weingenuß und die eigene viehische Natur ihn befangen hielten, nichts auf der Welt verwundern könnte.

„Gaben Sie Juan gesehen?“ fuhr er fort. „Er hat sich vor dem Stier, vor seinem Maul, zu Boden gelegt. Was der Kerl tut, bringt keiner fertig. . . . Gehen Sie hinein und sehen Sie zu, denn heute verlohnt es sich.“

Er wurde von einer Tür aus, die zum Krankenzimmer führte, gerufen. Sein Gefährte, der Picador, wünschte ihn vor seiner Ueberführung nach dem Hospital zu sprechen.

„Leben Sie wohl, Frau Carmen, Ich will mal sehen, was dieser arme Kerl wünscht. Ein Sturz mit Knochenbruch, wie es scheint. Er wird während der ganzen Saison untauglich bleiben.“

Carmen zog sich unter die Bogengänge zurück und versuchte, die Augen zu schließen, um das abstoßende Schauspiel im Hofe nicht sehen zu müssen, aber gleichzeitig fühlte sie sich von dem sinnverwirrenden Rot des Blutes angezogen.

Die Pferdebefrehten führten die verwundeten Tiere am Bügel, die ihre Eingeweide am Boden nachschleppten. Bei

ihrem Anblick begann ein Stallausseher, wie von fieberhafter Tätigkeit getrieben, Hände und Füße in Bewegung zu setzen.

„Nur zu, Ihr Burschen!“ schrie er, zu den Stallknechten gewendet. „Kräftig . . . kräftig dort!“

Die Pferde wurden gestickt, als ob sie alte Schuße wären, und ihre Schwäche wurde bis zum letzten Augenblick ausgebeutet, indem man ihren Todeskampf und ihr schließliches Eingehen soweit als möglich hinaus schob.

(Fortsetzung folgt.)

(Zandrus verboten.)

8]

## Tscharie.

Von Branislav Ruzhitch.

Aus dem Serbischen übersezt von Martha Borojebitch.

Hatusch-Hanuma wartet, sie weicht nicht von der Türe. Es vergehen fünf, es vergehen zehn Minuten, es vergeht eine Viertelstunde, sie aber wartet, und — endlich kommt er.

„Da, nimm Dein Kopfstuch!“ sagt Halil-Efendi, als er durch die Türe tritt, und übergibt ihr den eingewickelten Gegenstand. Und neugierig erwartet er die Neugierigkeit, für welche er schon ein Angeld gegeben.

„Nicht mir gib dieses Kopfstuch, sondern . . . sondern geh' und bringe es Seliha . . .“

„Bei Deinem Glauben, sprichst Du wahr?“ fragt freudig Halil-Efendi, und man sieht, wie er die Lippen zusammenpreßt, um die ausbrechenden Tränen zurückzuhalten.

„Es ist so!“

Halil-Efendi blickt dankbar zum Himmel auf, hebt die Arme in die Luft, und etwas unverständlich murmelt er:

„Allah . . . wer wird wie Allah . . . Allah!“ dann läuft er in das Haus und Hatusch-Hanuma ihm nach.

Und von da an arbeitet Seliha weniger im Haushalt; Hatusch-Hanuma erlaubt ihr es nicht. Sie ist auch besser angezogen. Halil-Efendi aber geht jetzt mit erhobenem Kopfe durch die Tscharschia, er reckt und brüestet sich so, daß sogar einmal im Geschäft Schaban-Efendi der Mistka (Oberpriester) vor all den dort versammelten Weys fragte:

„Was hat denn der, daß er den Kopf so hoch trägt?“

Und als erst noch einige Monate verfloßen und Seliha ein Knäblein gebar, da — man sehe den Halil-Efendi. Eng ist ihm der Ort, schmal die Gassen. Auch die Leute kommen ihm wunderbar vor; er erzählt ihnen, daß er Vater sei, daß er einen Sohn besitze, und sie wünschen ihm Glück dazu, aber umsonst, die freuen sich nicht so wie er, sie schluchzen nicht bewegt dazu, sie lächeln nicht beglückt, sie danken auch dem Allah nicht wie er.

Dann die Geschenke! Wie viele Geschenke brachte er Seliha und küßte ihr das Haar, die Stirne, die Augen, den Mund, die Wangen und den Hals. Darauf lehrte er sich zu Hatusch-Hanuma, küßte und liebte sie auch sie. Die ganze Welt hätte er umarmt und geküßt. Er vergaß nicht, zur selben Stunde in der Tschamja sein Opfer niederzulegen, seine Arme zu beschenken und jenen Hunden unter der Laterne an der Ecke des Gemeindefaßes kaufte er diesmal für acht Metallik Brot. Ganz natürlich, daß er sich freute; aber Hatusch-Hanuma?! Sie trug das Kind, küßte es und sang es ein. Wenn es zu weinen anfang war ihr das jetzt früher zu hören als früher der Gesang der Nachtigall, wenn sie in der Abenddämmerung im Garten saß. Sie liebte es, wenn das Kind weinte, denn war es still, erschien ihr das Haus wie tot. Weinte es, so waren die Räume voll von Leben, voll von dem, wonach sich dieses Haus so lange gesehnt hatte.

Halil-Efendi nannte es natürlich Hudaverh. Hatusch-Hanuma aber gab ihm aus Färtlichkeit den Namen Pascha, so nannte sie ihn auch, und alle schlossen sich ihr an.

Auch Seliha freute sich, aber ihre Freude war Mutterfreude, andere Freuden kannte sie nicht.

So zog in das Haus Halil-Efendis Leben ein, und die Träume, die er einst geträumt, nahmen Gestalt an. Und warum denn nicht? Sie gingen jetzt nicht mehr ins Leere. Hatte er jetzt nicht wirklich ein Kind, einen Sohn, dem er auch den Namen, den er bevorzugt, gegeben? Jetzt möge ihn Allah nur gesund und leben lassen, wenn er groß geworden und die Schulen absolviert hat wird er Offizier, dann Bey werden, darauf Pascha und dem Sultan dienen.

Und der Sultan wird seinen Namen erfahren und auch den seines Vaters, Halil-Efendis. Dann wird er (Halil) nicht mehr Zollbeamter mit vierhundert Piafter monatlicher Gage bleiben, sondern zu seinem Sohne nach Stambul ziehen. Dort wird Hudaverh-Pascha sein Serail haben, und so wird er und Hatusch-Hanuma dem Sohne das Haus führen. Denn Hudaverh-Pascha wird keine Zeit für solch kleinliche Beschäftigungen haben; er hat dem Sultan seine Zeit zu widmen und mit ihm wichtige Regierungsgeschäfte zu besprechen.

Aber während Halil-Efendi so träumte, träumte auch die arme Seliha einen Traum, den sie niemand anvertraute und wozu ihr auch der Mut gefehlt hätte. Sie ist Tscharie, sie erhandelt und verkauft man wieder. Jetzt schon ist sie in zweiten Händen, und wer weiß, was sie noch erwartet. Sie kann man wegreiben oder

entlassen oder verlaufen. Aber jetzt hat sie ihrem Herrn einen Duben geboren und damit ihm so viele Freude verursacht; wäre es nun am Plage, daß sie noch länger Tscharie bleibe? Wäre es nicht gerecht, wenn er sie auch, neben Gatusch-Hanuma noch, zum Weibe nehmen wollte? Denn selten kam es vor, daß einer, dem eine Tscharie ein Kind geboren, diese nicht zum Weibe nahm. Ob Halil-Efendi auch so handeln wird? Das ist es, über was Seliha Tag und Nacht nachsinn.

Pascha aber, Hudaverth-Pascha, wächst zusehends. Dieht man ihm ein paar Höschen aus und will man sie beim nächsten Male ihm wieder anziehen, siehe, da sind sie ihm schon zu klein. Und dann dieses Köpfcgen! Es ist eigentlich schon kein Köpfcgen mehr, vielmehr ein Kopf; man sieht, nur zum Pascha ist er geboren. Prachtvolle Augen hat er, Selihäs Augen; alles andere an ihm ähneln aber Halil-Efendi.

Wenn Gatusch-Hanuma ihrem Efendi eine besondere Freude machen will, so sagt sie ihm nur folgendes:

„Efend'm, der Mund, die Stirne, die Nase, alles, alles ähneln Dir.“

Im übrigen lebt der Kleine Mann so recht wie ein Pascha. Man weiß nicht, wer ihn mehr häßlich, ob Seliha oder ob Gatusch-Hanuma; förmlich streiten sie darum, wer ihn widerln oder ihm etwas reichen wird. Und diese beiden Frauen, die nicht eine Sekunde selbstfüchtig gewesen, als es sich darum handelte, die Liebe ein und desselben Mannes zu teilen, wurden wahrhaft egoistisch, wenn es hieß, sich die Liebe dieses Kindes zu erwerben. Es gab Stunden, in denen Seliha schwer darunter litt. Wenn sie manchmal den Kleinen Pascha in Schlaf wiegte und ihn küssend liebte, flüsterte die Arme ihm schmerzlich zu:

„Dich nehmen sie mir, Du gehörst ihnen, Deine Mutter aber ist noch immer Tscharie.“

So verging ein Jahr und zwei und drei. Pascha lernte gehen, Springen, sprechen. Er konnte auch schon kleine Kunststücke vor-machen, konnte recht herzlich grüßen und was noch alles mehr. Alle im Hause laufen nach ihm, passen auf, daß ihm kein Dorn steche, daß ihn kein Nagel verwunde, daß er nicht falle.

So wächst Pascha, wächst und erreicht das schulpflichtige Alter. Wieder eins, zwei, drei Jahre und Pascha schreibt und liest, be-ndigt auch die Mittelschule und ist nun ein fertiger Bursch von zwölf Jahren.

Zwölf Jahre sind kein Spas; Halil-Efendi trägt schon eine schöne Zahl auf dem Rücken. Gatusch-Hanuma ist immer noch schön und prächtig von Gestalt; doch zählt sie schon zu den reifen Frauen. Seliha aber, jenes schwächliche, arme Mädchen, das im sechzehnten Lebensjahre Halil-Efendi einen Sohn geboren, sie ist zu einer blühenden Schönheit herangewachsen. Sie hat sich entfaltet, ist kräftig geworden — hat vollere Formen erhalten. Ihr dichtes Haar, ihre schwellende Büste, ihre frischen Wangen und die Augen! — Diese wunderbaren Augen, die Seliha schon früher geizert, die zünden jetzt wie feurige Kohlen, wenn sie in der Flamme bersten.

Ob es Selihäs Schönheit ist, die Halil-Efendi in letzter Zeit so düster und sorgenvoll stimmt? Die Sorgen lagern ihm auf der Stirne, sie drücken ihm den Kopf tief auf die Brust, den er, seit er einen Sohn besitzt, so hoch getragen! Schwerlich ist Selihäs Schönheit an dem schuld, denn er liebt noch immer nur Gatusch-Hanuma, die ihn immer aufs neue durch ihre selbstlose, aufopfernde Liebe gegen den Kleinen Pascha fest gefangen hält.

Sind es vielleicht die Jahre, die ihm Sorge bereiten? Ja, was gäbe es denn da zu sorgen? Er ist doch noch nicht so alt, daß er (mit Allahs Willen) es nicht noch erleben könnte, seinen Pascha dem Sultan dienen zu sehen. Zu erleben, wie er hoch steigen und dem Sultan zur Seite Halil-Efendis Name durch alle sieben Reiche tragen wird!

Er sorgt, nennt aber keinen Grund. So einmal vor Sonnen-untergang sitzen er, Gatusch-Hanuma und Seliha im Vorhaus; Seliha hat das brennende Kohlenbeden herbeigetragen, ist davor niedergetauert und bereitet darauf ihrem Efendi und Gatusch-Hanuma den Kaffee. Wenn ihr dann Halil-Efendi es erlaubt, so schenkt sie sich auch ein Täschchen davon ein. Pascha ist draußen vor dem Hause; es haben sich da einige Altersgenossen zum Spiel zusammengefunden, und die schreien und brüllen nun, was ihnen aus der Kehle geht.

Gatusch-Hanuma schlürft ihren Kaffee und beobachtet verstoßen Halil-Efendi. Sie sieht, es fehlt ihm etwas, aber sie kann nicht herausfinden, wie sie ihn fragen könnte. Doch als Halil-Efendi eine Zigarette zollt und er bedächtig seine Zigarettenspitze mit einem Federchen auspukt, rückt Gatusch-Hanuma etwas näher an ihn heran und beginnt:

„Efend'm, haben wir nicht größere Sorgen zusammen geleilt, warum verbiest Du vor mir das, was Dir auf der Stirne geschrieben steht und was Dir die Seele martert?“

Halil-Efendi schaut sie zärtlich an, aber dieser Blick sagt ihr zu gleicher Zeit, daß er jetzt nicht willens ist, zu sprechen.

„Oder . . .“ fährt Gatusch-Hanuma leise fort. Halil-Efendi aber winkt ihr gequält ab, damit dieses peinliche Gespräch aufhöre. Gatusch-Hanuma schweigt, Seliha, welche verstanden hat, daß sie augenblicklich hier störe, stiehlt sich hinaus, um einer Arbeit nachzugehen.

Jetzt wartet Halil-Efendi nicht, daß ihn die Hanuma noch einmal frage. Mit einer zögernden Handbewegung zieht er stöhnend

den Tabaksbeutel aus der Tasche, und leise, fast flüsternd be-ginnt er:

„Solange ich keinen Sohn besaß, war mir dies der größte Kummer. . . Ich dachte mir, wenn mir Allah ein Knäblein schenken wollte, würde ich dann lauter selige Tage erleben. . .“

Die Hanuma schaut ihm in die Augen, versucht jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ich dachte mir, nur glückliche Tage würde ich zählen!“ wiederholt Halil.

(Schluß folgt.)

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

### Briehle als angehender Zmler.

Wenn ich jetzt bei Briehles vorüberkomme, und er mich vom Garten aus sieht, muß ich unbedingt hinein, ob ich will oder nicht. Ihm geht nun der Fischteich im Kopfe herum. Einen ganz kleinen Teich, der den Anfang bildete, hat er durch einen genialen Durchstich mit dem später ausgeschaukelten großen verbunden. Der Durchstich ist gewissermaßen die kleinste Ausgabe eines Nordostsectanals. Wenn es später Bratfische bei Briehles geben soll, jagt er die ganze Bande durch den Kanal in den kleinen Teich und wirtschaftet in diesem mit dem Schleppnetz herum. Angeln ist nicht seine Sache. Er sagt: „Eine Angel ist ein Stod mit Schnur und Haken. Am einen Ende hängt ein Lagedieb, am anderen ein — Regenwurm.“ Bisher ist noch nichts gebraten worden, so sehr Frau Briehle auch zeter, er läßt sich nicht erweichen, die Fische müssen alle noch größer werden! Natürlich werden sie immer zahlreicher, denn ein Fisch legt mit einem Mal mehr Eier als fünfzig Hühner im ganzen Leben. Die Eier nennt man Laich, nur beim Stör heißen sie Kaviar, dann sind sie aber meist mehr oder weniger gesalzen. Wenn ich nun mit Briehle am Teich stehe, muß ich mich still verhalten, den Mund zumachen und die Augen aufreihen wie zwei Scheinentore; er zeigt dann überall dahin, wo gerade ein Fisch schwimmt, und wenn ich den nicht sehe und nicht im höchsten Grade verwundert tue, ist er beleidigt. Der Teich ist, wie er sagt, sein Stolz und seine Freude, und die Brotkrusten, die er selbst nicht mehr zerbeißen kann, nimmt er wöchentlich mit heraus, um seine Fische damit groß und fett zu füttern. Verdient wird ja nichts bei der Sache. Briehle dellamiert: „Tauben und Teiche, machen den Herrn nicht reiche, aber Bienen und Schafe, ernähren ihn im Schlafe.“

Nun ist Freund Briehle auf Bienen und Schafe gekommen. Von Schafen hat er aber schließlich abgesehen. Er meint, Schafe, allerdings nur solche mit zwei Beinen, gibt es in und um Berlin schon gerade genug. Aber Bienen zu züchten, erklärt er mir begeistert, das muß eine Lust sein. So kam er denn leztlich am Sonntag auf mein Grundstück, um sich einmal eingehender mit meinen Bienen und mit meinem neuen Bienenstand zu beschäftigen. Natürlich brachte er seine Frau mit, die überall dabei sein muß, aber sich in respektvoller Entfernung von den gerade etwas aufgeregten Bienenböckern hielt. Auch der Hund, ein Spitz, war mit dabei. Während auf den Ausstellungen die Hunde stolze Namen führen — Gau- und Raubgrafen, Barone und einfache Adlige gehören dort schon zum sogenannten Plebs — hat Briehle für seinen Spitz den prosanereren Namen „Friedrichs“ ausgesucht. Unglücklicherweise hat Frau Briehle hinter dem Rücken ihres Mannes, um ihm eine Ueberraschung zu bereiten, den Spitz wie einen Löwen fischen lassen, so daß er außer der Mähne und Schwanzspitze völlig kahl ist. Nun kommt Briehle mit seinem „Friedrichs“ an einen Bienenstand, an dem ich gerade hantierte, um die Königin abzu-sperren. Briehle steckte gleich die Nase in die Beute, und eintage-ber aufgeregten Bienen stachen ihn nicht nur da hinein, sondern auch auf die Glase; aber nicht nur das, sie fielen auch über jene Stellen des Hundes her, die gerade frisch geschoren waren, so daß sich dieser vor Schmerzen im Kreise drehte, auf dem Boden wälzte, dann die Rute zwischen die Beine nahm und ausriß.

Nach dem geschilderten Vorkommnis habe ich Briehle einen alten Hut aufgesetzt, ihm eine Bienenhaube darüber gezogen, eine „Giftnudel“, wie er meine Zigarren nennt, in den Mund gesteckt und dann die Hände mit Gummihandschuhen verwahrt, die über die Kodärme gezogen wurden. So ausgerüstet, konnte ich ihm nun das Leben und Wesen im Bienenstod erklären.

Ich habe ihm gesagt, daß der Bienenstaat keine Republik, son-der ein Königreich sei, in dem sich alles, wie in Holland und früher in England, um eine Königin dreht. Natürlich hat die Königin auch ihre Verehrer, ohne schwach zu werden und umzu-fallen, und zwar viel mehr als manche Majorin. Diese Verehrer, die Drohnen (die männlichen Bienen), sind gewissermaßen ihre Ehemänner, von denen im Sommer immer einige Hundert im Stode hummeln. Es handelt sich hier also, wenn wir ein Gleichnis mit der Türkei ziehen, gewissermaßen um einen umgekehrten Harem.

Briehle ist Republikaner und wollte, wenn er sich einen Bienen-stod anschafft, aus dem Königreich eine Republik machen, wovon

ich ihm aber abredete. Ich sagte ihm, daß das Bienenreich nicht mit menschlichen Einrichtungen verglichen werden kann. Die große, schlante, langgestreckte Biene, die keine Rivalin im Stode haben darf, und die man, wenn man sie einmal gesehen hat, immer wieder erkennt, da sie in der Figur eine verblüffende Ähnlichkeit mit einer Modedame mit unten zusammengebundenen Kleiderböden hat, zumal auch ihre kurzen, den Leib nur halb bedeckenden Flügel mit den modernen Tunikas zu vergleichen sind, ist das einzige richtige Weib im Staate, die leibliche Mutter des ganzen Volkes. Ihre männlichen Trabanten, am plumpen Körper und den Glocken erkrankt, die Drohnen, die nur pouffieren und fressen, aber nichts arbeiten, haben, wenn die Königin befruchtet ist, keinen Zweck mehr. Sie werden später von den Arbeitsbienen aus dem Stode herausgedrängt (Drohnenjagd), wonach sie elend umkommen. Die Arbeitsbienen, die große Masse der Bewohner in diesem Staate, sind nicht fortpflanzungsfähige Weibchen mit verkümmerten Geschlechtsorganen.

Die Drohnen werden in großen Zellen erbrütet, von denen je 4 Stück einen Zoll breit sind. Enthalten die Brutwaben zuviele dieser Drohnenzellen, so vernichtet man einen Teil lechter. Von den Zellen der Arbeitsbienen haben je 5 Stück einen Zoll Breite. Es steht ganz im Ermessen der Arbeitsbienen, sich aus einer oder mehreren letztgenannter Zellen neue Königinnen heranzuziehen, auch wenn die alte gestorben, das Volk also weiselos ist. In diesem Falle bauen sie die betreffenden Zellen erheblich länger aus und füttern später die Larven in ihnen mit besonderer Sorgfalt, worauf sie sich zu Königinnen entwickeln. Ist eine zweite Königin im Stode zur vollständigen Ausbildung gelangt, so verläßt sie mit einem Teil der übrigen Bienen den alten Stod, führt den ganzen Schwarm und setzt sich dann mit diesem traubenförmig an irgendeinem Gegenstand, gewöhnlich an einem in der Nähe stehenden Baum fest. Juni und Juli sind Schwarmmonate. Hat sich der Schwarm beruhigt, so schneidet man ihn mit dem Ast, an dem er hängt, ab, oder man holt ihn mit dem an hoher Bambusstange befestigten Fangbeutel, und bringt ihn, sobald er sich erneut beruhigt hat, in eine neu hergerichtete Beute, in der er ein anfangs noch schwaches, aber selbständiges Volk bildet, dessen rasche Vermehrung man dadurch begünstigen kann, daß man aus älteren Stöden einige Brutwaben herausnimmt und sie dem neuen Stode einfügt. Sind in einem Stode die Brutwaben nur unregelmäßig mit Brut besetzt, so ist dies ein Beweis dafür, daß die Königin nicht mehr recht fortpflanzungsfähig ist, d. h. viel unbefruchtete Eier legt. In diesem Falle tötet man sie, um sie durch eine junge Königstochter zu ersetzen.

Wenn man viel Honig ernten will, so muß man auf möglichst starke Völker halten, deren Stückzahl in Normalbeuten bis auf 40 000—50 000 gesteigert werden kann. In diesem Falle wird die Königin von Mitte Juni bis gegen Ende Juli durch Absperrgitter doppelt abgesperrt. Diese durchlöcheren Absperrgitter, am besten aus ausgeganztem Blech gefertigt, gestatten den Arbeitsbienen das Durchschlüpfen, während die größere Königin nicht hindurch kann. Stellt es sich dann später heraus, daß im vorderen Teil des Stodes eine zweite Königin zur Entwicklung gelangt, die mit der ersten infolge der Absperrung nicht zusammenkommen konnte, wodurch das Schwärmen verhindert wurde, so tötet man die Königin Mutter und überläßt der Königin Tochter das Bienenreich. Jede Beute mit beweglichen Rahmen, wie sie heute allgemein im Gebrauch sind, besteht aus zwei Räumen, dem unteren Brutraum, der entweder nebeneinander gestellte große Rahmen oder Rahmen von halber Größe, die immer einer über dem anderen nebeneinander angeordnet werden, enthält, und dem oberen für Halbrahmen eingerichteten Raum, den man den Honigraum nennt. Dieser Raum ist anfangs mit Brettern vollständig abgedeckt. Gegen Mitte Juni, wenn schon im unteren Raum viel Brut vorhanden und auch viel Honig eingetragen ist, entfernt man die Bretter, schiebt das Absperrgitter ein, und reißt nun nach und nach in diesem Raum immer mehr Rähmchen aneinander. Da dieser Honigraum infolge des Absperrgitters der Königin nicht zugänglich ist, sie also hier keine Eier ablegen kann, so sind die Arbeitsbienen wohl oder übel gezwungen, sämtliche Zellen der Waben ausschließlich mit Honig zu füllen. Um die Arbeit der Bienen zu fördern, versteht man die Rähmchen mit Kunstwaben, die mit flüssigem Wachs befestigt werden.

Die Bienenzucht ist weit einfacher, als man im allgemeinen glaubt. Es gibt viele billige Proschüren, aus denen sich der Anfänger unterrichten kann. Am leichtesten lernt man aber, wenn man sich von einem schon eingearbeiteten Imker alles am Stode erklären läßt. Eine moderne Beute mit beweglichem Wabenbau kostet, inklusive sämtlicher 32 oder 36 Rähmchen der Absperrgitter und des übrigen Zubehörs, je nach der Ausführung 12—16 M. Man bevorzuge Beuten mit allseitig doppelten Wandungen, die den Bienen einen besseren Schutz gegen die Winterkälte bieten. Meinen Bienenstand, für 6 Völker eingerichtet, hat mir ein Nachbar, ein Klaviertischler, der aber nicht musikalisch ist, an seinen freien Sonntagen zusammengezimmert. Die Bretter und Balken dazu habe ich alt für 16 M. gekauft, und das Ganze außen mit guter Dachpappe verkleiden lassen.

Der Bienenstand soll so stehen, daß der Ausflug nach Osten gerichtet ist, und sein Dach muß beträchtlich überragen, damit es

einmal die Beuten gegen Sonnenbrand, dann aber auch gegen Kälte und Unwetter überhaupt schützt. Man muß bei Aufstellung des Standes aber auch auf die guten oder bösen Nachbarn Rücksicht nehmen, und zur Vermeidung aller späteren Zwistigkeiten den Stand so aufstellen, daß er von jedem Nachbargrundstück mindestens 10 Meter entfernt steht.

Bei Anschaffung der Bienenböcker wählt man zwischen deutschen oder kraner Bienen. Als ertragreichste gelten die kraner und die Kreuzungsprodukte zwischen diesen und den deutschen Bienen. Die deutschen Bienen sind gutmütig, wie der deutsche Michel mit der Zippelmütze. Wenn man es vermeidet, dann am Stode zu hantieren, wenn sie aus irgend welchem Grunde aufgeregt sind, so genügt unter Umständen die brennende Pfeife oder die Zigarre, mit deren Rauch man die Bienen gelegentlich anbläst, was sie immer und immer wieder beruhigt; Wienenhaube und Gummihandschuhe können dann unter Umständen fortbleiben. Die meisten erfahrenen Imker greifen mit bloßen Händen in den Stod hinein, wenn sie Honig herausnehmen, oder die Waben und den Stand des Stodes kontrollieren wollen, unbekümmert darum, daß die Bienen zu Duzenden auf den bloßen Händen herumlaufen. Neßen der Königin, die den Stod nur verläßt, wenn sie mit ihrem Anhang auswandert, d. h. schwärmt, sind auch die Arbeitsbienen mit Stacheln ausgerüstet. Die männlichen Bienen, die Drohnen, können dagegen nicht stechen. Die Biene sticht aber nur, wenn sie im höchsten Grade gereizt ist, denn der Stich ist ihr Tod.

Brieche hat bereits den ersten Schwarm im Kasten. Er hat ihn sich von mir schenken lassen, trotzdem er sonst immer behauptet, Herr Schenker sei gestorben und der Nehmer lebe noch. Nase und Glaze will er seinen Bienen nicht wieder hindern, aber mit den bloßen Händen will auch er hineingreifen. Ich glaube, er kann das getrost machen, denn er hat wie alle Selbigeher auf den Händen eine Haut, die zwar nicht so dick, mindestens aber so hart wie die eines Nilpferdes ist. Uebrigens schützen Haube und Handschuhe nicht durchaus gegen Stiche. Das offene Ende der Haube muß man in den Kasten hineinknöpfen, wenn man aber sitzend am hinten geöffneten Stode arbeitet, so wird man doch hin und wieder durch die gespannte Hose hindurch einen Stich in das Knie oder in den Oberarm erhalten. Das ist aber nicht so schlimm, wie es aussieht, denn ich ziehe einen Bienenstich dem einer Stedmücke oder einer Bremse entschieden vor. Abgesehen davon, wird man mit der Zeit gegen Bienenstiche fast oder ganz unempfindlich. Hauptsache ist es, beim Arbeiten am Stode unbedingt Ruhe zu bewahren und jede hastige Bewegung auch dann zu vermeiden, wenn man von den Bienen dicht umschwärmt wird.

Die Bienenzucht hat zwei Seiten. Ein Bienenvolk stellt für jeden Gärtner und Gartenfreund eine außerordentliche Hilfsstruppe dar. Die Bienen, die unermüdet von Blüte zu Blüte fliegen, um Blütenstaub und Blütenhonig einzusammeln, verrichten damit unbedeutend eine wichtige Mission; sie befördern und ermöglichen bei manden Pflanzenarten überhaupt erst die Befruchtung der Blüten, von der im Obstgarten nicht alles, aber doch fast alles abhängt, und die auch bei vielen Pflanzen des Gemüsegartens, zumal bei den Hülsenfrüchten, überhaupt stets da, wo man Samen ernten will, von großer Wichtigkeit ist. Da die Entnahme des Honigs durch die Bienen Schönheit und Leben der Blüten in keiner Weise beeinträchtigt, so liefern sie uns außerdem in den aufgespeicherten Vorräten ein köstliches Nahrungsmittel, das uns auf andere Weise nicht zugänglich ist.

Der Ertrag eines einzigen Bienenvolkes an Honig kann in einem Jahre 30—50 und mehr Pfund betragen, trotz der Unmasse der eingetragenen Vorräte, die die Drohnen, ferner die Arbeitsbienen zur Aufzucht der Brut und für sich bei schlechtem Wetter, sowie für ihre Winterernährung gebrauchen. Allerdings dürfen wir uns nicht einbilden, daß die nimmermüden Bienen diese Vorräte für uns eintragen, sie sammeln sie für ihr eigenes Volk, aber die habgierigen Menschen nehmen ihnen immer und immer wieder Erträge ihres Sammelfleißes fort. Allerdings sucht man auch den Bienen zu Hilfe zu kommen, indem man honigreiche Pflanzen speziell als Futterpflanzen für sie anbaut. Wenn, wie in diesem Jahre, infolge der großen Hitze, die Obstblüte und dann auch die Klazienblüte in wenigen Tagen vorüberging, so ist, will man überhaupt auf einen Ertrag rechnen, bei sonst fehlender guter Bienenweide der Anbau von Futterpflanzen absolute Notwendigkeit; in einem nassen und regnerischen Sommer versagt aber alles. Gute Futterpflanzen sind u. a. die reizende blaublütige Sommerblume Phacelia, von der jetzt bei mir große Flächen in voller Blüte stehen, der Drachenkopf, Boretsch, Bein und dann jene Hülsenfrüchte, die wir im Obstgarten so gern zur Gründüngung anbauen, in erster Linie Seradella und gelbe Lupinen. Im September beginnt aber die Zeit, zu der die Bienen auf die aufgespeicherten Vorräte angewiesen sind. Im Winter fressen sie nichts, vom März bis zur Obstblüte muß dann wieder gefuttern werden. Nimmt man allen Honig aus dem Stode, so muß man in entsprechenden Futterbehältern in dieser Zeit von drei zu drei Tagen gute andere Futtermittel bieten, z. B. Nektarin, anderenfalls müssen für den Spätherbst und zeitigen Frühlingsgebrauch für jedes starke Volk mindestens 10 Kilo mit Honig gefüllte Waben in der Beute bleiben. Mit Rohwirtschaft ist also bei Bienen nichts zu machen. Nehmen und Geben ist die Lösung.

Hd.